

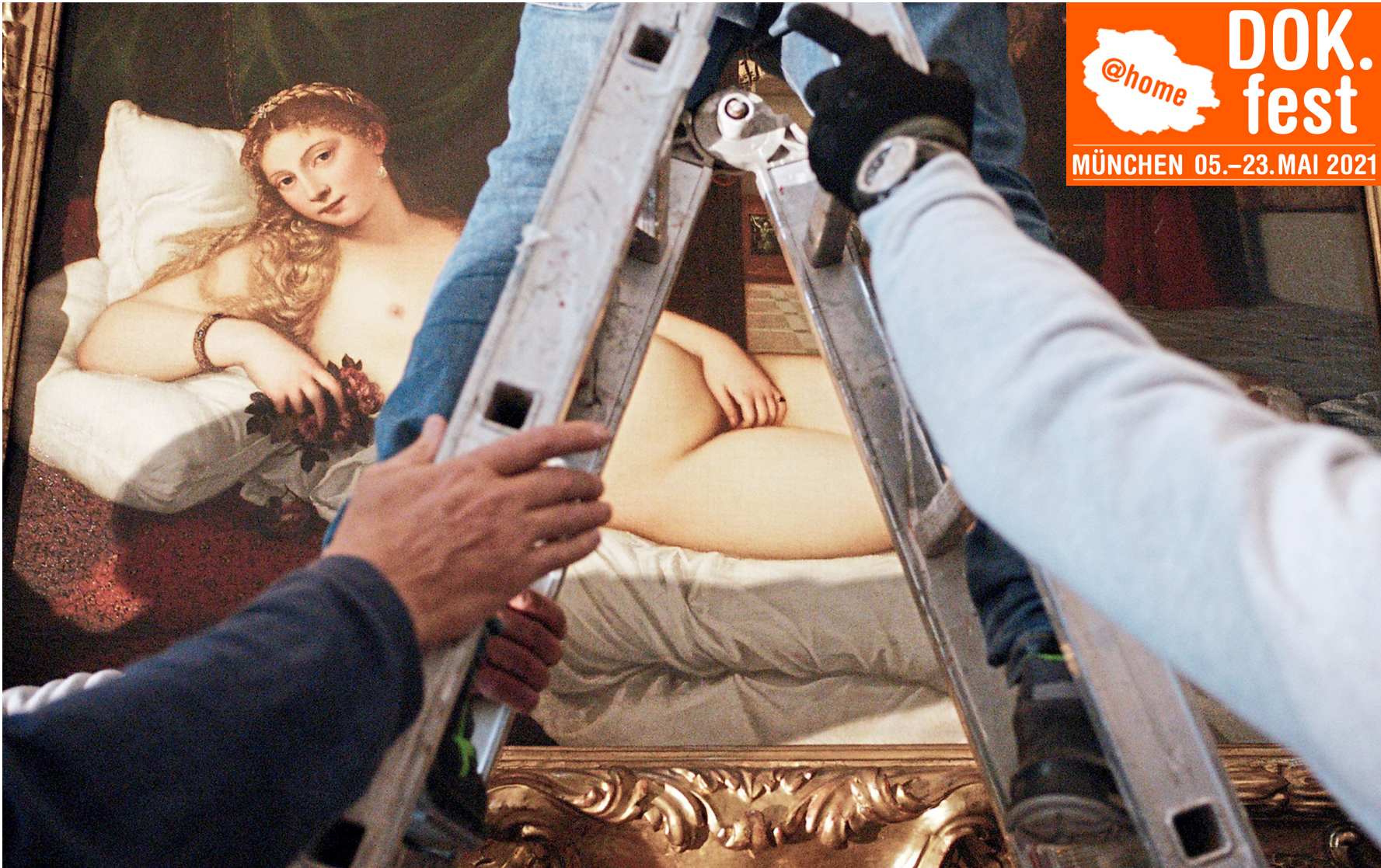
Im Einsatz für die Allerschönsten

Dok.Fest: „In den Uffizien“ führt hinter die Kulissen eines der bedeutendsten Museen der Welt – ohne in Anbetung zu verfallen

Im Louvre hängt eine, wir haben mindestens zehn Mona Lisas“, hat Eike Schmidt vor drei Jahre im AZ-Interview grinsend gefrotzelt. Spaß muss schon sein, wenn man den ältesten und vielleicht sogar bedeutendsten unter den ganz großen Museumstankern steuert. Das ist ernst genug. Zumal der Direttore der Uffizien unter strenger Beobachtung steht.

Die Italiener haben es nicht so gerne, wenn ein Ausländer und auch noch ein Deutscher in ihrer Kunstkathedrale den Ton angibt, alles umkrempelt und dann immer noch nicht aufhört, jede einzelne Renaissance-Ikone ein bisschen besser zu inszenieren. Dass Tizians „Venus von Urbino“, eine der vielen Mona Lisas, ihren verführerisch zarten Körper jetzt vor grasgrünen Wandtableaus zeigt, überzeugt selbst die Kritischen im Team. Nach aufwendigen Farbfindungen und Probedurchgängen in verschiedenen Lichtsituationen.

Nicht ganz so glatt läuft es mit Anthony Gormley. Der britische Bildhauer ist zwar mächtig stolz, sich zwischen den 500 Jahre alten Meistern ausbreiten zu dürfen, aber seine Skulpturen will er dann auch auf den Millimeter genau positioniert haben. Zur Not muss noch eine der alten Bodenfliesen ausgerissen werden, und Uffizien-Architekt Antonio Godoli schnappt schon leise nach Luft – bis Schmidt die Künstlerkonfliktberatung übernimmt und Gormleys mannshohes Selbstporträt in leichter Schrägstellung doch noch auf den Arno



Tizians Venus von Urbino sieht zwar nicht, dass sie gleich auf einem grasgrünen Tableau landet, aber sie hat dennoch Zeit für Blickkontakte mit den Betrachtern. Foto: Zero One Film/Dok.Fest

blicken kann. Drei Kreuze, und der charmante Pedant aus London lächelt beseelt.

Hier sind vor allem Überzeugungstäter am Werk, vom Aufseher Giuseppe, der dankbar ist, genau in diesem Museum arbeiten zu dürfen, bis zur rechten Hand des Direttore: Alberica Barbolani da Montauto, nimmt täglich zwei Stunden Anfahrt mit dem Auto in Kauf. Einfach.

Corinna Belz und Enrique Sánchez Lansch lassen die Ka-

mera durch den ganz normalen Uffizien-Alltag schweifen. Das wirkt während der ersten Minuten noch etwas fad, wenn der in seiner Welt ruhende und tatsächlich wunderbare Bibliothekar in aller Gemächlichkeit Pläne der Museumsgebäude ausbreitet. Uffizi sind ja eigentlich Büros und Verwaltungstrakte. Doch dann darf man auch schon erstaunlich weit in den administrativen Bereich spähen. Der fällt für ein so bedeutendes Haus angenehm be-

scheiden aus, auch bodenständig. Das demonstriert: Kunst ist etwas ganz Normales.

In Italien und besonders in Florenz stolpert man eh alle zwei Meter über höchst Bedeutsames. Der Umgang damit ist entsprechend entspannt. Die Aufregung, der Thrill ergibt sich aus der Kunst selbst – sofern nicht dauernd nur mit dem Smartphone geklickt wird wie vor Caravaggios Medusa, die eine Lehrerin ihren Drittoder Viertklässlern nahebringt.

Die Schlangen reißen es raus, das ist klar. Und auch das Blutbad, das Artemisia Gentileschis Judith mit dem betrunkenen Holofernes veranstaltet, lässt eine Besucherin aus Asien ordentlich schlucken. Überhaupt sind drumherum nur abgeschlagene Köpfe zu sehen, Goliath, Johannes; im Alten Testament waren die Damen und Herren nicht zimperlich.

Auf diese Weise entgeht das Doku-Team der latenten Gefahr, einen Werbefilm über die

Uffizien zu drehen. Es ist ja auch zu schön, wenn die Kamera ausgiebig über Botticellis „Primavera“ fährt, den rot bemützten Beau mit der Goldmünze ins Visier nimmt, Leonardos magisches Infinito mit der Anbetung der Könige – und immer wieder Tizians Venus. So schnell möchte man die Galerien nicht mehr verlassen. Man wird in diesem angenehm unaufgeregt Film ja auch nicht geschoben und von Massen umspült.

Christa Sigg

Geborgenheit und Peitsche

Dok.Fest: Einer der einfühlsamsten Dokumentarbeiträge zum Thema Sadomasochismus

Warnung! Dieser Film zeigt echtes Blut und reale Gewalt!

Der Hinweis zu Beginn von „Passion“ mag sinnvoll sein, einige Bilder in Maja Borgs Werk sind für den unvorbereiteten Zuschauer sicher verstörend. Allerdings führt die Warnung auch ein wenig in die falsche Richtung. Bei ihrem Film handelt es sich nicht um exploitative Blicklust, sondern wahrscheinlich um einen der einfühlsamsten Dokumentarbei-

träge zum Thema Sadomasochismus, die man sehen kann.

Die Seite von der sich Maja Borg nähert, hat mit Erotik erst einmal gar nichts zu tun. Sie schildert ihr persönliches Trauma, eigene körperliche und seelische Verletzungen.

Der Täter dahinter wird aus dem Off durchweg direkt von ihr angesprochen, bleibt aber unbekannt. So wird „Passion“ nicht zum reinen Selbstporträt. In sadomasochistischen Grenzüberschreitungen findet Borg ihre ganz eigene Art der Therapie, eine Konfrontation mit Gewalt, die sich letztendlich in Geborgenheit und Leidenschaft auflöst. Die Aufnahmen, die sie von sich und einigen anderen zeigt, sind von dieser, für viele sicher paradoxen Beziehung

geprägt. Noch dazu sind sie künstlerisch großartig umgesetzt: Borg arbeitet mit impressiven Schwarz-weiß-Bildern, zwischendurch auch mit Negativaufnahmen. „Passion“ erzeugt eine ganz besondere Stimmung, jenseits der gängigen Lack-und-Leder-Klischees. Auch kommen die Protagonisten selbst zu Wort, erläutern die schwierige Beziehung zur eigenen Sexualität und die totale Freiheit, die sie durch klare Grenzen gefunden haben.

Ja, man sollte wissen, worauf man sich bei „Passion“ einlässt. Aber die Horizont-Erweiterung ist es auf jeden Fall wert. Ein fordernder, harter und zugleich unwahrscheinlich zärtlicher Film!

Matthias Pfeiffer



Rituale, Befreiungen und klare Grenzen: „Passion“ von Maja Borg.



Sänger und Gitarrist J. Mascis legte mit seiner Band den Grundstein für „Grunge“.

Trennung und Therapie

Dok.Fest: „Freakscene – The Story of Dinosaur Jr.“ erzählt von der komplizierten Beziehung zwischen Rockstars

Einprägsam muss ein Bandname sein. Und was machen die aufstrebenden US-Rocker von Dinosaur, als eine andere Gruppe sie verklagt, weil der vielversprechende Name bereits geschützt ist? Sie hängen einfach ein Jr., sprich Junior, an und gehen weiter auf Tour, als wäre nichts gewesen.

Eine Anekdote, die viel verrät über die bis heute kultisch verehrten Vorbilder von bekannten Grunge-Bands wie Nirvana. Denn Gitarrist und Bandleader J Mascis, genannt J, Bassist Lou Barlow und Schlagzeuger Murph verhalten sich nicht

nach dem Klischee gängiger Rockgrößen. Sie brauchen nicht den narzisstischen Auftritt, um sich als Musiker zu definieren. Ihre Profession bezeichnen Dinosaur Jr. als harte Arbeit, die Band selbst sei ein „psychotischer Zustand“.

Die nach ihrem populärsten Song benannte Dokumentation „Freakscene – The Story of Dinosaur Jr.“ trägt der Entmystifizierung des Rockerlebens Rechnung. Der Zuschauer erlebt keine Alpha-Männchen, die wie in Metallicas „Some Kind of Monster“ in Therapie zu sich und zueinander finden. Trotz fehlender Groupie-, und Drogenekapaden und eher maulfauler, introvertierter Protagonisten finden sich durchaus Elemente, die auch Nicht-Fans einen Zugang zur Band und zum Film ermöglichen. Denn auch in der mittlerweile

35-jährigen Karriere gab es Erschütterungen, brach die „dysfunktionale Familie“ Ende der 80er Jahre am Höhepunkt des Erfolges sogar auseinander. Minutiös beschreibt Philipp Reichenheim, Schwager von J, in seiner mit reichlich Archivmaterial von wilden Auftritten garnierten Dokumentation die Trennung. Erst 2005 finden J, dessen gedehnte Fistelstimme allein schon ein Ereignis ist, Lou und Murph wieder zusammen. Ein Kreativ-Erfolg, der auch möglich wird durch den anfangs beschriebenen Pragmatismus. Das Trio nimmt die Unvereinbarkeit seiner Persönlichkeiten ernst und geht sich abseits der Bühne konsequent aus dem Weg. Kommuniziert wird einzig und allein mit den Instrumenten, der Musik. Und damit auch wieder mit den Fans.

Florian Koch